Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 7 (1942-1943)
Heft: 3

Artikel: Jugenderinnerungen eines Arisdörfers
Autor: Thommen, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-859513

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jugenderinnerungen eines Arisdörfers.

Von Dr. Emil Thommen, Basel.

1. Mitarbeit am Familienumzug.

Meine früheste Erinnerung führt mich ins Jahr 1868 zurück. Ich sehe mich als ganz kleines Büblein mit einem Bodenwisch in der einen Hand, einer Kehrichtschaufel in der andern. Das Büblein ist sehr stolz darauf, dass es bei einem wichtigen Familienunternehmen mithelfen darf. Es kehrt nicht etwa die Dorfstrasse rein, auf der es sich abwärts bewegt; es trägt die beiden Reinigungswerkzeuge nur von einem Haus zu einem weiter unten an der gleichen Strassenseite gelegenen, in gar nicht so beträchtlicher Entfernung vom erstern. Dass es sich um den Umzug der Familie aus dem Haus des mütterlichen Grossvaters in das vom Vater eben erst erworbene handelt, das sagt mir meine eigene Erinnerung nicht, das erfuhr ich von meiner Mutter, mit der ich dieses Erinnerungsbildchen besprach. Für sie bedeutete der Erwerb eines eigenen Hauses an der Kreuzung der Dorfstrasse mit dem vom Kirchhügel herunterkommenden Weg etwas ganz Persönliches, auch sie mit Stolz und Genugtuung Erfüllendes. Die Anzahlung auf das dreistöckige Wohnhaus, den dahinter gelegenen Stall und die Scheune, samt dem Nutzgarten hinter dem Doppelgebäude und dem Blumengarten jenseits der Dorfstrasse war nur möglich gemacht worden durch den Einsatz ihres eingebrachten Eheguts. Natürlich war nicht die Rede davon, dass damals unsere fünfköpfige Familie das dreistöckige Haus ganz in Anspruch nahm. Nur das Erdgeschoss besetzten wir für unsere Zwecke. Die obern Räume wurden alle vermietet, und die Mitbewohner im zweiten und dritten Stock wurden in der Folgezeit wichtige Lebensgefährten für uns Kinder. Im einen Logis wechselten die Mieter rasch, im andern blieben sie stetig. Kamen sie von fernher, so brachten sie uns wenigstens in Beziehung zu einer uns fremden Welt, und wenn es auch nur Delsberg war, das für uns etwas Unbekanntes, in märchenhafter Ferne Gelegenes bedeutete.

Ein Metzger mit Sohn und Tochter (von seiner Frau kann mir mein Gedächtnis rein nichts kundgeben) zog von Delsberg bei uns ein und richtete sogar in einem Hinterteil unseres Hauses seine «Schol» ein. Die Tochter, ein dralles Geschöpf, hat sich mir wirksam ins Gedächtnis geschrieben dadurch, dass sie mir gelegentlich einen Kuss aufheftete. Wenn ich kleiner Wicht mich sträubte und vor ihr floh, so machte sie sich über mich lustig, rannte mir im Hof nach, fing mich ein und feierte ihren Triumph über den schreienden Tropf mit zwei oder drei Küssen. Mich durchschauert noch jetzt das merkwürdige Gefühl, das bei solcher Niederlage und Ausbeutung mich erfüllte, ein Gemisch von Abscheu und Vergnügen. Die Familie trug den gleichen Namen wie wir. Aber von Verwandtschaft scheint keine Spur vorhanden gewesen zu sein. Wenigstens wurden die Leute nach ihrem Wegzug in unserem Familiengespräch nie mehr erwähnt.

Dass unsere eigene Thommen-Sippe gar nicht von uralters her in Arisdorf beheimatet war, sondern von Zeglingen her um 1753 sich in Arisdorf festgesetzt hatte, darauf wurde ich erst vor 8 Jahren von Archivar Meng in Liestal aufmerksam gemacht. Genauere Untersuchung im Kantonsarchiv wies mir dann die Zeugnisse auf für die Einbürge-

rung Hans Adam Thommens von Zeglingen im Jahr 1771 durch die Bemühungen seines Vaters, des Untervogts, der mit dem Arisdörfer Untervogt Keller eine Verbindung seines Sohnes mit Kellers Tochter Anna vereinbart hatte. Hans Adam selbst hatte schon eine Arisdörferin zur Frau genommen. Zu ihrem neuen Stammsitz machte diese Familie Thommen eine bescheidene Liegenschaft oben im Kreuz, so genannt nach der Kapelle, die der Kirche auf dem Hügel beim Mitteldorf vorangegangen war und recht lange für die Gottesdienste des langgestreckten Dorfes hatte dienen müssen. Erst als es einfach nicht mehr anders ging, verstanden sich die Arisdörfer zum Bau eines würdigen Gotteshauses. In diesem Haus im Kreuz wurde mein Vater geboren und vor ihm alle seine zahlreichen Geschwister. Der um 18 Jahre ältere Bruder übernahm das väterliche Haus. Der Nesthöck wurde Seminarzögling in Wettingen und gedieh unter der Zucht des ungewöhnlich bedeutenden Schulmanns und Staatsmanns Augustin Keller nicht nur zu einem Volksschullehrer, der überall seinen Mann stellte, sondern auch zu einem gut beschlagenen Landwirt. Seminardirektor Keller wünschte, dass seine Zöglinge nicht sich von den Dorfgenossen als einseitig «geistige Arbeiter» abhöben, sondern in Freud und Leid all ihre Schicksale aufs engste teilten, indem sie in ihrer Freizeit gleich den Eltern ihrer Schüler den Erdboden bebauten und ihnen sogar Helfer und Führer sein könnten in der Verbesserung der hergebrachten Arbeitsmethoden. Damit sollten die Lehrer Wurzel fassen auf ihrem bäuerlichen Wirkungsgebiet und von Anfang an unerfreulichen Witzeleien über die «halbgelehrten Müssiggänger» entrinnen. Ein schönes Zeichen dieser Volksverbundenheit und Erdverbundenheit waren die Pfropfreiser einer edeln Obstsorte, die er beim Abschied den Zöglingen mit dem Lehrerdiplom überreichte. Mein Vater betonte gerne, dass es ihm vergönnt gewesen sei, in Arisdorf die feinen Wintergoldparmänen einzuführen. Und sooft ich heute noch einen dieser in schönem Gelb und Rot prangenden Aepfel zu Munde führte, kommt mir das Verdienst Direktor Kellers und meines Vaters um die Obstpflege in Arisdorf in den Sinn. Der Umzug ins eigene Haus war in meinem zweiten Lebensjahr erfolgt. Die Nähe des grossväterlichen Hauses brachte es mit sich, dass ich auch in der Folgezeit immer noch häufig dort hinauf zottelte oder von der Mutter zu Vater Harr mitgenommen wurde. Sehr eindrücklich ist mir eine Szene in der Wohn- und Arbeitsstube im ersten Stockwerk geblieben. In einer Fensternische neben dem Posamenterwebstuhl spielte ich, indem ich die Gewichtsteine als Bauklötze benützte. Ruhig kann ich mich nicht verhalten haben, denn noch kann ich mich an die häufig wiederholte Mahnung der Grossmutter erinnern: Emil, schrei nicht so, es tut dem Grossvater weh! Das Kind von drei Jahren vergisst im Nu, was ihm über das Leiden anderer Kreaturen gesagt worden ist und die eigenen Triebe zurückzudämmen aus Rücksichtnahme auf Erwachene, fällt ihm furchtbar schwer.

Tödliche Krankheit, ein Krebsleiden, hatte den Grossvater niedergeworfen und hielt ihn fest bis zum Sterben. Neben der Gattin trauerten um den fleissigen, auch um die Gemeindeverwaltung verdienten Mann zwei Töchter. Die ältere war verheiratet mit dem Unterlehrer von Arisdorf, meinem Vater, die jüngere mit einem Hilfslehrer der Erziehungsanstalt Olsberg, der bald darauf zum Vorsteher der Erzie-

hungsanstalt Effingen gewählt wurde. Er erwarb sich den Ruf eines tüchtigen Pädagogen und verzehrte seine Kräfte allzu rasch. Eine Lungenentzündung raffte ihn weg. Seine Witwe hätte mit ihren vier Kindern sich nicht über Wasser halten können, hätte nicht ein Schwager, der im Städtchen Brugg als unternehmender Kopf sich emporgearbeitet hatte, ihr Obdach geboten, ihr zu leidlichem Verdienst verholfen und ihr so eine gute Erziehung der Kinder ermöglicht.

2. Miterleben von Weltereignissen.

Schon das vierte Lebensjahr, 1870, verband mich sehr fühlbar mit den grossen Weltereignissen. Unverwischbar hat sich mir eingeprägt das Bild meines in ungewöhnlicher Aufregung heimkehrenden Vaters. Ich sehe ihn vor dem Klaviere stehend der Mutter berichten, jetzt komme der Krieg auch zu uns. Eine grosse französische Armee sei vom Feind über unsere Grenze hereingeworfen worden, den Franzosen auf dem Fuss folgten die Deutschen. Die viel zu schwache schweizerische Grenzhut könne die Franzosen nicht aufhalten, wenn sie, durchs Birstal vorwärts eilend den Rheinbrücken von Basel und Rheinfelden zustrebten. Auf unserem Boden würden sich schreckliche Kämpfe zwischen den Franzosen und den Preussen abspielen.

Tatsächlich hatte übel angebrachte Sparsamkeit der eidgenössischen Räte General Herzog veranlasst, trotz allen Protesten und Demissionsgesuchen die geringe noch zur Verfügung stehende Grenzwacht aufzuheben, sodass im Moment der Gefahr nur je ein eilig aufgebotenes Waadtländer und Genfer Bataillon dastand. Die 83 000 Franzosen unter Clinchant (Bourbaki hatte in der Verzweiflung Selbstmord begangen) hätten also wohl durch den Jura nach Süddeutschland durchstossen und so das hart bedrängte Paris entlasten können. Unser Glück war, dass die Franzosen durch lange verlustreiche Kämpfe in furchtbarer Winterkälte völlig erschöpft und mutlos waren und ihre Führer hatten von der durchaus ungenügenden Grenzwehr der Schweizer keine Ahnung. Zudem liessen sie sich durch die schlauen Anordnungen Herzogs: Anzünden von möglichst vielen Biwakfeuern, möglichst laute Trommel- und Trompetensignale allerorten, täuschen. Nur zu gerne liessen sich die auf der Strasse von Pontarlier nach les Verrières über die Grenze kommenden Franzosen entwaffnen und in alle Gaue der Schweiz abführen. Für die gastfreundliche Aufnahme durch das Schweizer Volk ist uns die französische Nation bekanntlich immer äusserst erkenntlich geblieben. Die Kosten der Verpflegung wurden auch bis auf Heller und Pfennig prompt zurückbezahlt.

Von dem wieder erfolgten Truppenaufgebot bekam auch Arisdorf etwas zu verspüren. Dass St. Galler Dragoner bei uns im Quartier gelegen hätten, meine ich gehört zu haben. Ob es stimmt, habe ich nie festgestellt. Jedenfalls aber täuscht mich mein Gedächtnis nicht, wenn mir wie eines jener Bourbaki-Bilder von Bachelin, Castres oder Anker das Bild von Schweizer Dragonern, die ganz am untern Ende des Dorfes in einer Scheune lagen und von uns Kindern angestaunt wurden, vor den Augen schwebt. Die Neugier allein konnte uns fünfjährige Knöpfe zu einem so weiten Weg reizen. Für uns war nämlich die Strecke vom Mitteldorf bis zur Mühle am untern Ende eine Reise in ein kaum je betretenes Gebiet, von dessen Bewohnern wir auch keine Kenntnis hatten.

Vom Müller (welcher Familie er angehörte, weiss ich nicht) erzählte man damals eine wunderliche Geschichte. Er liege schwer krank

im Bett, mit hochgeschwollenem Kopf, ebenso geschwollen sei der Kopf seines Pudelhundes. Mit diesem zusammen sei er spät in der Nacht über Füllinsdorf heimgekommen und habe unterwegs den Wilden Jäger angetroffen. Daher die ungewöhnliche Veränderung bei den beiden Nachtwanderern.

Diese Erklärung eines seltsamen Brestens erinnert mich an die Erklärung, die als unheimliches Gerücht etwa 8 Jahre später in Bettingen, dem zweiten Wirkungsort meines Vaters, über einen dortigen Bauern umging. Er hatte sich zu Bette legen müssen wegen eines argen Uebels an der rechten Hand, das trotz allen Heilmitteln und Kuren nicht weichen wollte. Er hatte eben nächtlicherweile zu seinen Gunsten Marksteine versetzt, das ist die Strafe für den Frevel, hiess es überall. Dass jemand wegen dieser hässlichen Verleumdung verklagt und bestraft worden wäre, ist mir nicht bekannt geworden. Aber da ich mit dem Sohn dieses Bettinger Bauern gut befreundet war und auch der Vater mir und meinem ältern Bruder sehr gewogen war, hielt ich grosse Stücke auf ihm und konnte das, was missgünstige Leute über ihn munkelten, niemals glauben.

3. Kinderfreundschaften und Kinderleiden.

In Arisdorf kamen wir in jener Zeit am meisten zusammen mit den zwei Knaben der Familie Haumüller, die schräg gegenüber von uns wohnte, und deren Obstgarten oberhalb des Hauses sich weit hinauf am Abhang erstreckte. Weil sie mit 2 Pferden ausfuhren, nicht nur mit Kühen oder einem Ochsen wie wir, so hatte ich grossen Respekt vor ihrem Wohlstand und fühlte mich hoch geehrt, wenn ich auch von den Eltern Haumüller freundlich behandelt wurde. Das gibt sich kund in einem sehr klaren Erinnerungsbild aus dem Sommer eines nachfolgenden Jahres. Im Heuet durfte ich auf dem zweispännigen Wagen nach dem Giebenachwärts auf der Anhöhe gelegenen Birch fahren und hoch oben auf dem Fuder Heu thronend wieder heimwärts. Zuhause angekommen ging man ans Kaffeetrinken, an dem auch ich teilnehmen durfte. Und wahrhaftig, es gab nicht nur Brot, sondern Kirschenmus oder -konfitüre. Sonderbar, dass mir immer bewusst blieb, dass die schwarze Beigabe leicht angebrannt und drum nicht ganz prima war. Aber bekanntlich schmeckt dem Kinde das von fremder Hand Angebotene bedeutend besser als das auf dem eigenen Familientisch Stehende, und meiner Mutter rühmte ich das Haumüllersche Kirschenmus als etwas ausserordentlich Feines. Was zur Festigkeit unserer Freundschaft beitrug, war der Umstand, dass Adolf genau gleichen Alters war wie ich und Jakob, der um 4 Jahr ältere, genau so alt wie mein Bruder. Uebrigens ist dieser Jakob Haumüller im ganzen Kanton Baselland herum als Landschreiber bekannt geworden.

Ein Junggeselle (oder Witwer) desselben Namens hauste auf gleicher Strassenseite wie wir gerade nebenan dorfaufwärts. Sager-Marti nannte ihn der Dorfmund. Das Komisch-Eindrückliche an ihm war die Gewohnheit, sich mit seinem Füllen in der Wohnstube ans Fenster zu stellen und das auf der Dorfstrasse vor sich Gehende zu betrachten.

Hinter uns schloss sich an unsere Scheune und Stall die Wohnung eines Wagners, an dessen Person mich ein eigentümliches Erlebnis betrüblicher Art knüpft. Vor dem Haus stand ein zur Reparatur hergebrachter Wagen. Zusammen mit einem Gleichaltrigen setzte ich mich

in Abwesenheit des Wagners auf die Deichsel, um auf und nieder zu wippen, für uns ein ergötzliches Spiel. Er kommt! rief mein Kamerad auf einmal und huschte fort. Ich wollte folgen und fiel in der Aufregung zu Boden, gerade auf die linke Hand. Unmittelbar stellte sich ein Schmerz ein, und ich konnte die Hand nicht mehr brauchen. Aus Angst, der Vater könnte die Ursache erfahren und mich für meine Ungebührlichkeit züchtigen, sagte ich kein Wort von dem Unfall, auch der Mutter nicht. Ich liess einfach den linken Arm hangen, möglichst unbeweglich. Das fiel doch den Eltern auf, sie untersuchten das verletzte Glied und schlossen aus meinem Aufjucken, dass etwas nicht in Ordnung sei. Zum Arzt nach Liestal gehen war umständlich. Aber Herr Doktor Kunz, Leiter des Liestaler Spitals, kam ja jede Woche an einem bestimmten Tag herüber und hielt im Hause seiner Eltern im Unterdorf Sprechstunde. Eine Konsultation in dieser Stube kam weniger hoch als in der Liestaler Wohnung. Mit grosser Spannung erwartete ich den betreffenden Tag. Nach wenigen Bewegungsversuchen mit meinem linken Arm erklärte der freundliche Doktor, er sei gerade hinter der Hand gebrochen, glücklicherweise nur eine Röhre, nicht beide. Der Bruch sei wegen meines braven Verhaltens schon in der Heilung begriffen und der Knochen so ordnungsgemäss gerade, als hätte er ihn selber eingerichtet. Doch zur Vorsicht müsse er den Arm einschindeln. Das geschah, und stolz auf die Invalidenbinde verliess ich das Haus im Unterdorf, um das Neue meinen Kameraden zu zeigen.

Viel gefährlicher war für meinen Bruder und mich ein Ungefähr beim Schlitteln auf dem Kirchweg. Mein Bruder leitete das Gefährt, ich klammerte mich an seinen Leib. Wir sausten den Hügel hinunter und konnten vor der kreuzenden Dorfstrasse nicht mehr anhalten, trotzdem wir einen Lastwagen, mit Rossen bespannt, herankommen sahen. So schossen wir zwischen dem vordern und dem hintern Räderpaar unter dem Wagen durch. Als wir jenseits der Dorfstrasse unsere Köpfe befühlten, stellte sich heraus, dass eine Schraube meinem Bruder im Haarboden die Schädeldecke etwas aufgerissen hatte. Blut rieselte von der Schramme. Mir war rein nichts geschehen, ich hatte mich offenbar genügend geduckt. Es hätte schlimmer ablaufen können.

Dem Tode ganz nahe war ich dagegen, als mich in diesem Winter die Halsbräune oder der Croup anfiel. Besonders grosse Schmerzen empfand ich nicht, nur hatte ich zeitweise sehr heiss und eng. Das ärgste war mir, dass ich die Mutter heimlich weinen sah, zumal als die Tante und Gotte von Olsberg her auf Besuch kam. Erst später erfuhr ich, warum meine Mutter sich so ängstigte. Ihr erstes Kind, ein Mägdlein, benannt Sophie wie sie selber, war im gleichen Alter, fünfjährig, vom Croup weggerafft worden, und nun meinte sie mich als zweites Opfer hergeben zu müssen. Diese ältere Schwester hatte ich nicht gekannt, stellte sie mir aber als ein besonders schönes und braves Kind vor. Warum? Weil wir die Mutter, wenn immer wir jüngern uns verfehlten und des Ungehorsams schuldig machten, erzählen hörten, wie viel braver Sophie gewesen sei als wir drei, die zwei Buben und das Mädchen, und wie wenig Scheltworte es bei ihr bedurft habe, während wir leidigen Lärmmacher auf noch so viel Mahnworte keinen Deut gäben und immer wieder die gleichen Trotzköpfe seien. Wirklich, die mir unbekannte Sophie scheint aus anderem Holze gemacht gewesen zu sein als wir Nachgeborenen. (Schluss folgt.)